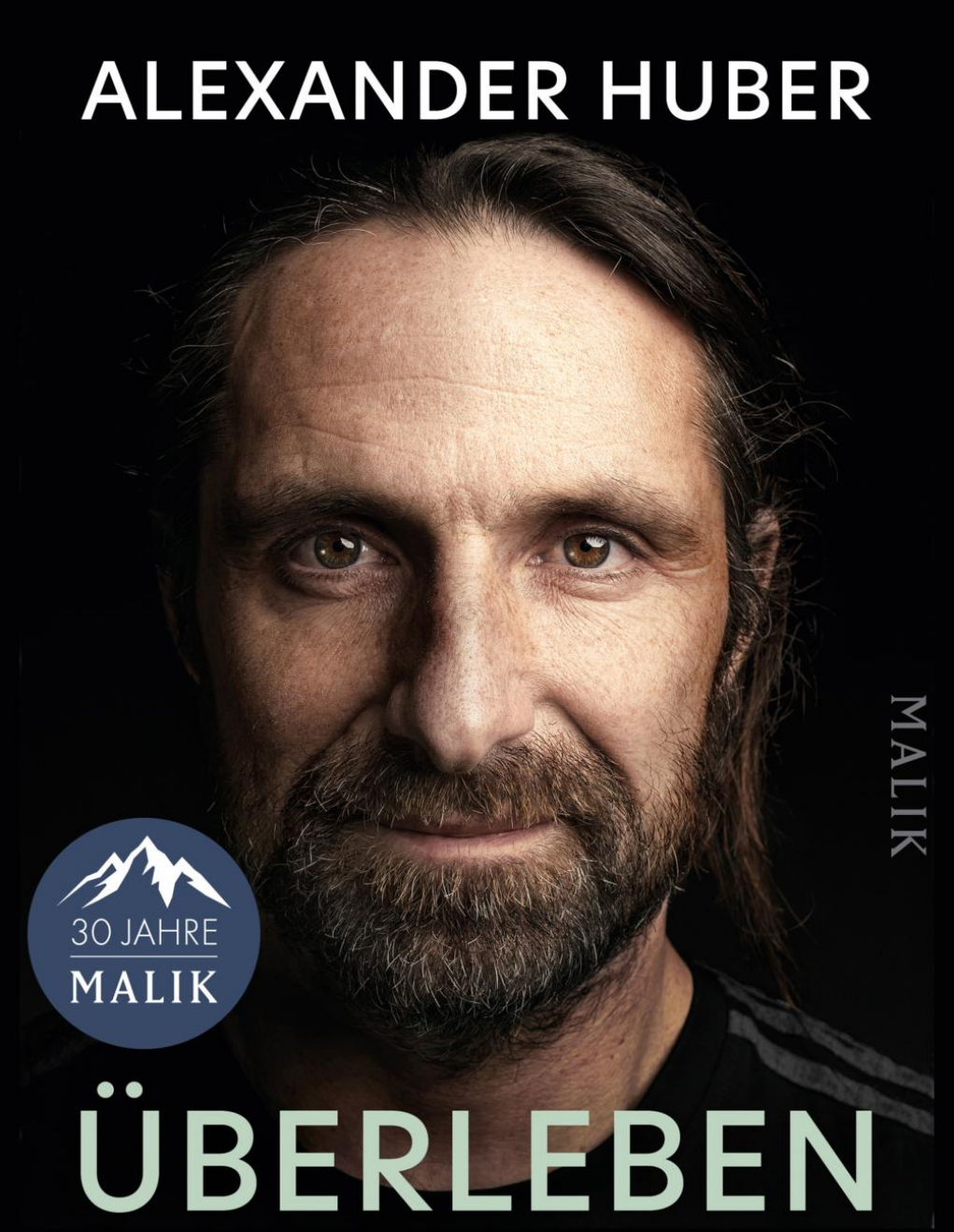
ALEXANDER HUBER



30 JAHRE MALIK

ÜBERLEBEN TROTZ BERGSTEIGEN

MALIK

Alexander Huber

Überleben trotz Bergsteigen

ALEXANDER HUBER

ÜBERLEBEN TROTZ BERGSTEIGEN

Mit 67 farbigen und 25 Schwarz-Weiß-Fotos

MALIK

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher: *www.malik.de*

Wenn Ihnen dieses Buch gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Überleben trotz Bergsteigen« an *empfehlungen@piper.de*, und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Von Alexander Huber liegt im Malik Verlag außerdem vor:
Die Angst, Dein bester Freund

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.
Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG vor.

ISBN 978-3-89029-583-1
© 2026 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4, 80799 München,
www.piper.de
Für einen direkten Kontakt und Fragen zum Produkt wenden Sie sich bitte an: *info@piper.de*
Fotos im Innenteil: Archiv Huberbuam, außer anders angegeben
Fotos im Bildteil 1: Seite 1: Maximilian Maier, Seite 5 oben rechts: Oliver Franken; Seite 5 unten, 15: Heinz Zak; Seite 6, 7, 10, 11: Max Reichel; Seite 8 oben: Franz Hinterbrandner; Seite 8 unten: Klaus Rohrhirsch; Seite 9, 12, 13, 16: Michael Meisl; Seite 14: Jan Vincent Kleine.
Fotos im Bildteil 2: Seite 1 unten, 14 unten links: Max Reichel; Seite 4, 16: Heinz Zak; Seite 5 oben rechts, 6 oben: Thomas Senf; Seite 5 unten: Dani Arnold; Seite 7, 8 oben, 9: Fabian Buhl; Seite 12 oben und unten links, 13: Jan Vincent Kleine; Seite 14 oben: Klaus Fengler; Seite 14 unten rechts, 15 unten: Franz Hinterbrandner; Seite 15 oben: Riky Felderer
Alle anderen Fotos in den Bildteilen: Archiv Huberbuam
Fotos im Vor- und Nachsatz: Fabian Buhl (vorne: Auf den letzten Metern zum Gipfel des Choktoi Ri; hinten: Im Pilier Rouge inmitten des Südpfeilers am Choktoi Ri)
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Gesetzt aus der Quadraat und der Cal Sans
Litho: Lorenz & Zeller, Inning am Ammersee
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

Inhalt

Überleben 9

Überleben trotz Bergsteigen 25

Inspiration 31

Mentoren 45

Eternal Flame 53

Visionen 63

Eiszeit 67

Der Wolfszahn 73

Das Leben auf der Bühne 81

Die fünfte Dimension 89

Feuertaufe – die Geschichte einer Erstbegehung 95

Stillstand 103

Nachsetzen, nicht aufgeben! 109

Selbstvertrauen 119

High Performance 125

Heimspiel 129

Traum und Wirklichkeit 139

Resilienz im Sport 145

Der unbekannte, namenlose Berg 149

Carpe diem 159

Style matters 165

Winterträume 171

Der schönste Berg der Welt 177

Grenzgang 185

Entscheidungen 195

Ein Traum 201

Generationen – die verbindende Kraft der Berge 209

Unsere Natur 213

Nachhaltigkeit 219

Landwirtschaft 227

Die Renaissance meines Vaters am Berg 233

Reisen mit dem Vater 241

Bergsteigen im Wandel der Zeit 245

Glaubwürdigkeit 253

Berge und Musik 259

Von der Verantwortung am Berg 269

Ein Erlebnis der besonderen Art 275

Die Party 283

Das Paradies 287

Bavarese 295

Mythos 299

Überleben

Überleben. Überleben ist alles. »Überleben«, so heißt aber auch eine meiner Routen am Brendlberg: ein Klettergarten in meiner unmittelbaren Nachbarschaft, an dem ich über die Jahre verteilt schon einige Kletterkilometer zusammengebracht habe.

Wie so oft in den letzten zehn Jahren waren die Bedingungen im Januar 2024 wieder einmal so, dass mit dem Schnee in den Bergen nicht viel anzufangen war. Zu wenig, zu problematisch, als dass etwas Vernünftiges an Skitouren machbar gewesen wäre. Im Tal lag dagegen so wenig Schnee, dass man draußen durchaus zum Sportklettern gehen konnte. Zumindest dann, wenn die Sonne auf eine Südwand brannte und die Finger nicht zu empfindlich für Minustemperaturen sind. Nur wenn draußen wirklich gar nichts geht, zieht es mich schon mal in die Halle. Vor allem, weil man an der Bar alle Kletterer vom Talkessel trifft. Aber ehrlich gesagt, das mit dem Klettern am Plastik ist einfach nicht so meins.

Deswegen bin ich, wenn nicht alles im Schnee versinkt, draußen am Fels – wann immer es möglich ist. Und da habe ich das Glück, dass meine Hausfelsen im

Berchtesgadener Land, die Barmsteine und der Brendlberg, Südwände sind, an denen man selbst im Winter und damit gefühlt fast immer klettern kann. So war ich im Januar 2024 an einem Projekt dran, das schon länger darauf gewartet hatte, durchstiegen zu werden: »'s Oadaxl«. Bayrisch für die Eidechse. Eine senkrechte Kletterei, eine Raufasertapete. Fast nichts, wo man sich wirklich festbeißen könnte, dafür muss man das Wenige, das zum Festhalten da ist, umso mehr zuschrauben. Gibt Kraft. Bestes Training.

Nach ein paar Versuchen war »s' Oadaxl« abgehakt, und der Winter zog sich weiter hin. Schneetechnisch wie Kaugummi, zum Klettern wie schon gesagt frisch, dafür aber bester Grip. Nachdem ich in meinen Hausgebieten alle Routen kenne und schon geklettert bin, suche ich mir immer wieder Möglichkeiten für neue Routen. Gott sei Dank ist hier noch lange nicht alles erschlossen, und auch jetzt, mitten im Winter, war ich an einer neuen Route dran.

Die neue Trainingsroute war gut dreißig Meter links vom »Oadaxl«. Die gesamte Route hat gut siebzig Meter, das wird in drei Seillängen geklettert. Die Südwand des Brendlberg ist nämlich schon sehr speziell. Gut hundert Meter hoch, davon gut zwanzig Meter Schrofenvorbau mit massiver Vegetation, und dann kommen sechzig bis achtzig Meter steiler Fels. Aber immer so von Bändern unterteilt, dass man die Routen nie in einer Seillänge klettert. Bei meinem neuen Projekt kommt zuerst mal eine 25 Meter lange Länge im Schwierigkeitsgrad IX, danach zwölf Meter IX- und am Ende eine 35 Meter lange,

durchgehend leicht überhängende kompakte Mauer. Sicher irgendwas im soliden zehnten Grad.

Wenn ich an einer solchen Route trainiere, habe ich ein Fixseil in der Route und gehe immer allein mit meiner Selbstsicherung, einer Rolle mit Rücklaufsperre, an die Wand. Dauerklettermodus. Null Pause. Meistens eineinhalb Stunden, bis die Unterarme platt sind.

Im Februar 2024 hatte ich eigentlich ein Projekt auf Sardinien geplant. Zwei Jahre nach der »Bavarese« – einer der größten frei gekletterten Überhänge der Welt und zumindest der größte, den ich selbst frei geklettert habe – eine weitere gewaltige Linie im großen Überhang der Punta Giradili. Aber ich hatte in diesen Wochen ein kleines, zuerst unscheinbares Problem. Kopfschmerzen.

Kopfschmerzen plagen einen ja immer wieder mal, und da waren auch die Feste über Neujahr, eh klar. Aber im Laufe des Januars setzten sich die Kopfschmerzen fest. Jeden Morgen, beim Aufwachen. Nicht massiv, aber eindeutig. Und immer nach einem Kaffee und zwei Stunden waren sie weg. Anfang Februar wollte ich dann eigentlich nach Sardinien reisen, aber ich war in Sorge und fragte meinen Hausarzt Wolfi Hofinger. Seine Antwort war klar: »Fünf Wochen Kopfschmerzen gehören abgeklärt. Eigentlich MRT, aber das dauert für dich als Kassenpatient zu lange. Lass ein CCT machen, das bekommst du gleich. Ein Termin beim Neurologen wäre sinnvoll.«

Sardinien hatte ich damit vorerst auf Eis gelegt, mir fehlte einfach die innere Ruhe. Beim Schädel-CT kam

nichts heraus. Eine Nasennebenhöhlenentzündung als mögliche Ursache war nicht wirklich erkennbar, der Schnupfen um Weihnachten und Neujahr war ja auch schon lange abgeklungen. Meine konkrete Frage, ob es Raumforderungen im Schädel gebe, ließ der Radiologe im Unklaren. Weil man dazu ein MRT bräuchte, meinte er. Wofür man als Kassenpatient ohne Dringlichkeit aber mit einer längeren Wartezeit rechnen müsste.

Richtig frei machte mich die neue Erkenntnis nicht, weil die eigentliche Frage nicht beantwortet wurde, und ich konsultierte mit dem Ergebnis des Radiologen den Neurologen. Zunächst telefonisch. Als erste Empfehlung kam eine Woche Ibuprofen, und wenn es nicht besser werden würde, sollte ich vorbeikommen.

Es wurde nicht besser. Es wurde schlechter. Außer den Kopfschmerzen empfand ich nichts als absolut einschneidend, und doch war alles irgendwie verschoben. Nichts war mehr normal, ich war tief beunruhigt, und das belastete natürlich auch alle um mich herum. Ich wurde in meinem Umfeld zum Problem, der eingebildete Kranke. Weder Nina noch die Kinder konnten sich das ewige Dauerthema anhören, und meine Unsicherheit entzog mir jegliche Energie. Normalerweise sollten die Eltern die Lokomotive sein, die die Familie zieht. Jetzt war ich die Last, die von der Familie gezogen werden musste.

Am Mittwoch, dem 21. Februar 2024 war ich dann schließlich beim Neurologen in der Praxis, wurde dabei auch neurologisch untersucht und beurteilt. Auf meine Frage nach einem eventuellen Tumor war klinisch nichts

feststellbar. Dazu das unauffällige CCT, von dem ich aber nicht wusste, dass es – entgegen der Anordnung meines Hausarztes – nicht als CCT über den ganzen Schädel, sondern nur bis zur Keilbeinhöhle gefahren worden war. Also war ich eigentlich gesund. Aufgrund meiner Besorgnis und auf meinen nachdrücklichen Wunsch bekam ich aber doch die Überweisung für ein Schädel-MRT, nur leider mit dem Vermerk »z. A. Neoplasien«. »Zum Ausschluss von Neoplasien« heißt, dass man auf einen Termin als Kassenpatient lange warten muss, wenn dieser nicht interkollegial vereinbart wird. Klar, dass meine Anrufe bei den diversen Radiologien auch nichts anderes brachten als einen Termin in vier Wochen; dazu ließ ich mich selbstredend als »allzeit bereit« auf die Warteliste setzen. Warten war in diesem Moment aber ein absoluter Wahnsinn, weil ich jede Minute mit dem Gefühl unterwegs war, dass etwas Grundlegendes in mir nicht in Ordnung ist. Warten würde bedeuten, dass ich trotz aller Bemühungen, diese Unsicherheit aufzulösen, noch viele Tage mit ihr leben müsste.

Es folgten drei Tage mit Veranstaltungen, an denen ich kreuz und quer in Deutschland unterwegs war und einfach funktionieren musste. Und auf der Bühne bin ich als Referent dann doch so gefordert, dass vieles weit in den Hintergrund rückt. Das war auch diesmal so, für die Zeit auf der Bühne waren diese Probleme quasi nicht existent.

Am Freitag noch ein Auftritt bei einem HNO-Kongress. Ich nahm die Gelegenheit wahr und fragte direkt nach dem Vortrag den Veranstalter Professor Uli

Harréus um Rat. Seine Meinung war eindeutig: »Was du brauchst, ist ein MRT, und wenn du so beunruhigt bist, dann so bald wie möglich, also besser heute als morgen.«

Am Sonntag hatte ich frei, und ich ging zum Trainieren an den Brendlberg – als Therapeutikum für meine Gedanken. Das Kuriose war, dass ich wirklich Strom hatte, und tatsächlich stieg ich meine Trainingsroute erstmals mit der Rolle selbstgesichert durch. Beim Schlüsselzug aber, wo man maximal durchpressen muss, verschob es mir derart die Wahrnehmung und die Optik, dass ich plötzlich nicht mehr wusste, wie ich mich bewegen sollte. Ich hatte den Zielgriff schon in der Hand, konnte aber nicht weitermachen. Erst nach ein paar Sekunden löste sich diese Blockierung, die Wahrnehmung und Steuerung funktionierten wieder, und ich konnte den Rest der Länge durchsteigen.

Durchgestiegen. Eigentlich schön. Sehr schön. Aber ich war beunruhigt. Massiv beunruhigt! Und der Entschluss stand jetzt fest: Ich würde den Montagvormittag investieren und alles daransetzen, ein Schädel-MRT zu bekommen. Egal wo, egal wie.

Am Montag um acht Uhr war ich schon unterwegs nach Traunstein zu einer privaten Radiologie, wo man mich mit hoher Wahrscheinlichkeit um zehn Uhr für ein MRT zwischen den regulären Terminen einschieben würde. Privat. Als Selbstzahler. Für 750 Euro, aber das war mir in diesem Moment egal, auch wenn es den Eindruck erweckte, dass ich das Geld zum Fenster rauswarf. Ich machte es, damit ich Gewissheit hatte und im An-

schluss niemanden mehr mit der Geschichte belasten musste.

Das MRT. Das kurze Warten auf die Besprechung mit dem Radiologen. Mit einem »Schön, dass ich Sie mal kennenlerne!« werde ich begrüßt. Im gleichen Moment sehe ich schon die Bilder. Die Aufnahmen hauen mich vom Stuhl. Massive Raumforderung, ein hühnereigroßer Tumor mitten im linken Kleinhirn. Wahrscheinlich ein »Gliozytom«, wird dazu erklärt. Und ich solle mich jetzt auf einer Neurochirurgie vorstellen. Am besten sofort.

In Traunstein? Möglich, aber operiert würde so etwas ohnehin wohl eher in München. Ich frage noch, ob ich die Bilder auf dem Screen schnell abfotografieren kann. Drei Bilder, dann raus. Groß reden kann ich jetzt nicht mehr.

Widerwillig lasse ich mir am Empfang noch die Nadel ziehen, raus auf den Parkplatz, rein ins Auto. Laut sage ich zu mir: »Alexander, das war's.« Und erst mit einem kleinen zeitlichen Versatz noch ein: »Aber schee war's.« Mehr fällt mir in diesem Moment nicht ein. Und los. Ich mache mich auf den Weg nach Hause. Aber schon nach zwei Kilometern fahre ich rechts ran. Zu viel Gedankenverkehr in meinem Kopf, so kann ich nicht fahren! Ich schreibe allen mir gut bekannten Medizinern, auch der Nina, die gerade nicht erreichbar ist: »Hab ein Gliozytom. Bitte ruf mich zurück.« Wobei mir klar ist, dass es mit einer Antwort dauern kann, weil alle untertags im Einsatz sind.

Bevor ich weiterfahre, muss ich für mich das Ganze aber noch checken. Im Vorfeld habe ich ohnehin schon

alles Mögliche in Bezug auf Hirntumore durchforstet und bin mir deswegen sicher, dass ich den Begriff »Gliozytom« so noch nicht gelesen habe. Keine fünf Minuten später weiß ich, dass er im deutschsprachigen Raum eigentlich nicht verwendet wird. Kann der Radiologe wirklich ein Glioblastom gemeint haben? Eigentlich schaut die Struktur doch gut abgegrenzt aus!? Die im MRT sichtbaren diffusen Gewebeverdichtungen neben dem klar abgegrenzten Tumor und seiner Zyste sehen zwar nicht gut aus, genauso wenig wie das in seiner Mittellinie völlig verschobene Kleinhirn. Aber das ist die Folge vom hohen Hirndruck und dem daraus resultierenden Stress auf das Gewebe. Es dauert nicht lange, bis ich mir recht sicher bin, dass mein Tumor nicht wie ein Glioblastom ausschaut, sondern eher wie ein Hämangioblastom. Groß, aber gutartig. Etwas ruhiger mache ich mich auf den Weg nach Hause.

Kurz darauf ist Nina am Telefon. Sie ist Ärztin – keine Neurologin, aber sie hat in Sachen Medizin doch einen gewissen Plan und Überblick. Sie ist ziemlich konsterniert angesichts der Bilder und der vermeintlichen Diagnose »Gliozytom«. Ich erzähle ihr meine Gedanken, wir diskutieren, und nach kurzer Zeit sind wir uns einig, dass das auf den Bildern nicht wie ein Glioblastom – das wäre ein fatales Urteil – aussieht, sondern eher wie ein Hämangioblastom. Ich fahre die vierzig Minuten heim.

Zu Hause auf der Couch erreicht mich schließlich der Neurologe, der nur auf Basis von meinen Handyfotos eigentlich keine Diagnose abgeben will, mir aber nach kurzer Zeit dann doch versichert, dass auch er es so ein-

schätzt. Nämlich dass es sich wahrscheinlich um ein Hämangioblastom handelt, also gutartig ist. Ich gehe zum Kühlschrank und mache mir als Allererstes ein Bier auf. Ein Bier aufs Leben.

Dann geht alles recht schnell. Ich will ins Klinikum Großhadern, sofort. Der Neurologe kündigt mein Erscheinen an. Es ist jetzt kurz nach Mittag. Ins Auto, nach München. Doch zuerst fährt Nina mich noch zur Bushaltestelle, wo die Kinder nach Schulschluss jetzt gerade sein sollten. Wir wollen ihnen noch kurz Bescheid geben, und ich will sie vor der Operation zumindest noch mal in den Arm genommen haben. Ein Drücken, das Spüren von Zusammenhalt, Energie für meine Reise.

Eineinhalb Stunden Autobahn nach München. Mitten auf der Fahrt wieder das Gefühl, dass meine Wahrnehmung abstürzt, wie beim Klettern am Sonntag, nur dieses Mal ohne Anlass. Beunruhigung. Ein Notruf? Hubschrauber? Die Wahrnehmung normalisiert sich wieder. Weiter! Das aber mit einer ziselierenden Unruhe. Bis vors Klinikum. Gott sei Dank kenne ich Großhadern noch halbwegs gut von meiner Zeit beim Roten Kreuz. Dann einchecken bei der Aufnahme, da weiß irgendwie keiner Bescheid. Nina ist noch auf dem Weg vom Parkhaus ins Klinikum. Weil ich nichts anderes zur Hand habe, zeige ich die Bilder auf meinem Handy. Und dann geht's doch irgendwie schnell.

Nina taucht auf, und gleich darauf sitzen wir schon beim diensthabenden Arzt der Neurochirurgie. Auch er sieht ein Hämangioblastom. Das sofort operiert werden muss, weil der Hirndruck akut lebensbedrohlich ist. Er

wirkt sehr kompetent und dabei aber auch recht entspannt, was für uns beruhigend ist. Vielleicht lässt sich mit entsprechender Medikation der Hirndruck kurzfristig so weit entschärfen, dass man für eine Operation bis zum nächsten Morgen warten kann, denn dann wäre das reguläre Team da. Klar, ein eingespieltes Team mit entsprechend erfahrener Anästhesie ist immer besser als ein für den Notfall zusammengestelltes, gerade wenn wie bei mir das Hirn massivst unter Druck steht. Operieren würde Prof. Dr. Christian Schichor.

Mittendrin schneit kurz Prof. Dr. Niklas Thon herein, er hat von Uli Harréus Bescheid bekommen, für den ich noch am Freitag den Vortrag hielt. Gerade einmal drei Tage ist es her, dass ich auf der Bühne stand! Eigentlich nicht viel Zeit, und trotzdem fühlt sich das an, als wäre es eine Ewigkeit her. Die Bilder hat Professor Thon bereits von Uli erhalten, dem ich sie per WhatsApp geschickt hatte. Und wie der diensthabende Arzt Dr. Niedermayer ist auch der Professor vollauf überzeugt, dass es ein Hämangioblastom ist. Das ist für mich fast schon so viel wert wie eine histologische Bestätigung. Aber freilich muss der Tumor raus, und zwar schnell. Da bin ich hier in Großhadern an der besten Stelle. Darüber hinaus habe ich das große Glück, dass sich der Tumor am hinteren Rand der linken Schädelgrube befindet – an einer für eine Operation denkbar guten Stelle.

Das Leben ist auf den Kopf gestellt, aber ich habe es noch: ein Leben mit Perspektive! Nina bleibt noch, solange es geht, dann die Nacht. Und natürlich lassen sich die Gedanken nicht runterfahren. Aber ich vertraue da-

rauf, dass ich wieder so aufwachen werde, wie ich bin – nur ohne diesen massiven Tumor im Kopf. Die Zeit will nicht vergehen, und sie vergeht doch. Um sechs Uhr am Morgen startet der Betrieb, und schon während der Operationsvorbereitung bleibt nicht mehr viel Zeit zum Nachdenken.

Nach der Operation. Im Aufwachraum. Gut, dass einem vorher niemand mitteilt, dass die Schmerzen nach der Operation zunächst noch viel, viel schlimmer werden. Klar, kann man sich ja eigentlich denken, und trotzdem lässt es sich leichter verdrängen, wenn man nicht direkt drauf angesprochen wird. Gut, dass Nina da ist. Tatsächlich bin ich fähig, ein klein wenig den Schalk aufblitzen zu lassen, denn als ich sie das erste Mal wahrnehme, frage ich sie: »Und wer sind Sie?« Nur um das gleich mit einem: »Nina, schee, dass d' da bist!« aufzulösen.

Die Zeit auf der Intensivstation ist in der Erinnerung chaotisch; ich weiß nur, dass ich mich immer wieder darauf gefreut habe, wenn ein Dipidolor die Schmerzen ins Nirwana hat verschwinden lassen. Und dass Niklas Thon noch einmal nach mir gesehen und versichert hat, er habe mitbekommen, dass die Operation maximal gut verlaufen sei. Das bestätigt mir dann später Prof. Dr. Christian Schichor selbst bei der Visite. Aber er ermahnt mich auch sehr eindringlich, ich solle mir bewusst sein, dass es jetzt nach der Operation eine große Lücke in den Hirnhäuten gibt. Die ist zwar mit einem künstlichen Implantat druckdicht vernäht und verschlossen, aber jede auch nur noch so kleine Steigerung

im Hirndruck könnte eine Leckage verursachen. Und Liquorkissen sind ein extrem unangenehmes Problem, das nicht so ohne Weiteres zu lösen ist. Und ja, ich weiß, was Professor Schichor und sein ganzes Team für mich gemacht haben. Ich werde es wertschätzen und jeden Rat, jeden Hinweis befolgen. Ich bin einfach nur so was von dankbar und froh, dass ich das Ganze gut überstanden habe.

Mindestens drei, besser vier Monate ohne jegliche Aktion, die den Hirndruck steigern könnte. So die ärztliche Anweisung. Kein Bücken, kein Pressen, kein Heben. Nichts tun. Aber die Zeit vergeht, ohne dass es schwerfällt. Die Kinder, die Familie, das Zuhause, dazu die ganzen Kontrolltermine. Und ganz ehrlich: Ich bin die ganze Zeit über ohnehin am Limit. Am Limit meiner Kräfte, immer wieder müde, das Ausruhen fällt da nicht schwer.

Der Kontrolltermin Anfang Juli ergibt, dass die Hirnhäute wohl gut verwachsen sind. Die Bildgebung zeigt, dass das Kleinhirn wieder zu einem guten Teil seinen ursprünglichen Platz eingenommen hat. Klar, sichtbar ist auch, dass dort, wo der kugelförmige Tumor samt Zyste saß, jetzt Narbengewebe ist. Aber der Heilungsprozess verläuft sehr gut, wie die Bilder zeigen. Und was heißt das?

Professor Schichor macht ein tief entspanntes, freundliches Gesicht und sagt: »Du darfst jetzt beginnen, wieder was zu tun. Aber langsam!«

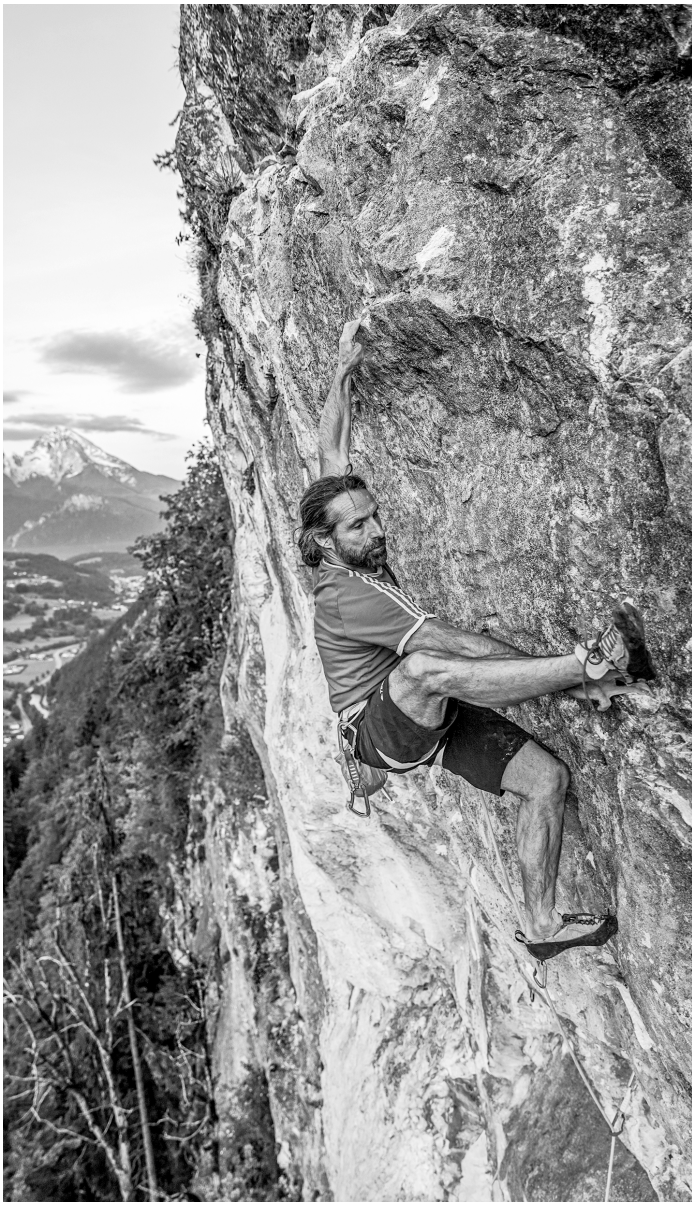
Klettermäßig begann ich zuerst noch in der Halle, weil ein Brendlberg oder ein Barmstein beim Zustieg ein normalerweise banales Steigen im durchaus absturzgefährdeten Gelände voraussetzt. Ein leichter, aber eben ausgesetzter Steig. Ich hatte zwar keine schwerwiegenden Beeinträchtigungen, aber trotzdem konnte ich mir noch nicht in allem sicher sein. Ein unberechenbarer Schwindel und eine gewisse Einschränkung der Koordination können an falscher, exponierter Stelle verhängnisvoll sein. Ich brauchte noch mal einen ganzen Monat, bis ich mich das erste Mal wieder den kleinen Steig am Brendlberg hinauftraute.

Alles war noch an seinem Platz, ganz so, wie ich es damals verlassen hatte. Das Fixseil hing immer noch in meinem Projekt. Was für ein schöner Moment, als ich, gesichert von der Rolle, diese Meter klettern konnte. Es waren die letzten Meter am Fels vor meiner Operation, es werden auch die ersten Meter am Fels nach meiner Operation. Zurück auf dem Weg ins Leben.

Diese kurze Zeitspanne hat mich viel gekostet. Von meinem Gefühl her hat mich der Tumor mehr gekostet als die letzten zwanzig Jahre! Aber egal, was es mich gekostet hat – ich hatte Glück im Unglück.

Wenn ich nach den Ursachen suche, landen meine Gedanken bis heute im Mai 1986. Am verlängerten Maifeiertagswochenende war ich – wie sechs meiner Freunde – am Berg unterwegs. Wir ahnten nichts und kassierten die volle Ladung des radioaktiven Fallouts.

Über die Jahre entwickelten wir alle Tumore – ich als bisher Letzter. Bei vieren von uns waren es Karzinome.



Überleben ist alles. Foto: Maximilian Maier

Krebs, keiner von ihnen hat überlebt. Drei von uns kamen mit gutartigen Tumoren davon: mein Bruder, der Felix und ich. Wir leben noch. Ich brauche keine wissenschaftliche Expertise – die es dazu ohnehin nicht gibt –, um zu erkennen, dass das kein Zufall ist. Hier gibt es einen klaren, bitteren und gleichzeitig fatalen Zusammenhang.

Die Politiker haben die Bevölkerung damals vorsätzlich nicht gewarnt. Diese Zurückhaltung war kein bloßes Kommunikationsversehen oder -versagen, sondern ein kalkuliertes Manöver, um das Image und die Zukunft der Atomkraft um jeden Preis zu schützen. Das Bundesinnenministerium wiegelte ab und versicherte, eine Gefährdung in Deutschland sei »absolut auszuschließen«.

Nur kurze Zeit später stand ich als Jugendlicher in Wackersdorf und erlebte die gewaltige Dynamik der »Pfingstschlacht«. Es war und ist ein Kulturkampf um die Frage, was wir als Menschen wirklich brauchen – und welchen Preis wir dafür zu zahlen bereit sind. Ich habe dazu eine klare Haltung. Und die nicht erst seit dem 26. Februar 2024, als mir klar wurde, dass ich fast vierzig Jahre später die Rechnung für die friedliche Nutzung der Atomkraft bekommen habe.

Langsam erholte ich mich, wurde auch allmählich wieder fit, aber ich war und bin ja auch nicht mehr der Jüngste. Das Gute am Nicht-mehr-Jungsein ist, dass man schon geraume Zeit gelebt und ein gewisses Alter erreicht hat. Und das ist gut so. Denn das Altwerden ist beim Bergsteigen gar nicht so selbstverständlich. Über-

leben. Oder wie unser Vater uns immer predigte: Nur ein alter Bergsteiger ist ein guter Bergsteiger.

Ein halbes Jahr nach der schweren Zäsur konnte ich dann im Sommer mein Projekt am Brendlberg erstmals im Vorstieg rotpunkt klettern. Kein spektakuläres Projekt, aber eines, an dem mehr Erinnerungen hängen als an manch großer Wand im Himalaya oder Karakorum. Als Namen wählte ich: »Überleben«.

Denn überleben ist alles.

Überleben trotz Bergsteigen

Sich selbst im Leben zu spüren ist eine Kunst. Es ist eine Gabe, die jeder von uns mitbekommen hat. Stimmen die Rahmenbedingungen, so lebt man in der Kindheit das Leben ganz selbstverständlich, ohne groß darüber nachzudenken. Mit allen Gefühlen. Und es ist jedem Kind zu wünschen, dass es so in den Tag hineinleben kann, ohne sich Gedanken darüber zu machen, was passiert. Ist das gegeben, dann ist es im idealen Fall das reine Leben.

Das bleibt natürlich nicht so. Jede Erfahrung verändert uns, hinterlässt ihre Spuren, bringt einen weiter. Das ist auch gut so. Denn solange du dich bewegst, solange bist du am Leben! Viele Einflüsse prägen uns, und gerne suchen wir nach den Eindrücken, die uns in Erinnerung bleiben. Am besten die, die auch nach vielen Jahren noch glasklar abrufbar sind. Je intensiver, desto besser. La pura vida. Das reine Leben, nichts als das Leben.

Wir alle wollen das Leben inhalieren und zelebrieren. Wir Menschen sollen uns spüren, bei allem Möglichen. Adrenalin wird gesucht, das Besondere. Selbstredend agieren auch wir am Berg so. Da sind wir dann eben

»bergsüchtig«, weil es so wunderbar ist, auf einen Berg zu steigen. Und noch besser, wenn der Berg höher ist, die Schwierigkeiten größer und die Wände steiler werden. Zugegeben, wir brauchen das, und es tut uns gut, wenn wir uns selbst herausfordern. Ja, wir sind süchtig danach.

Sucht. Etwas, das meist negativ behaftet ist. Zu Recht. Denn wenn sie auch positive Momente schaffen, so sind Suchtmittel fast immer mit dem Teufel verbunden. Die Befriedigung, die ihr Konsum erzeugt, bringt nur zu oft die Katerstimmung danach. Denn eine Eigenschaft der Sucht ist es, dass die Dosis immer weiter steigt. Stillstand macht unglücklich. Die Droge braucht noch mehr Droge, irgendwann ist es zu viel. Die Dosis macht das Gift. Und auf gleiche Weise ist das Bergsteigen ein Balanceakt zwischen tausend Momenten des Glücks und der potenziell fatalen Tragödie. Ein Tanz, nahe an der Kante zum Abgrund.

Rein rational betrachtet ist Bergsteigen ein absurdes Unterfangen. Es ist die bewusste Entscheidung, die Sicherheit des normalen Lebens im Tal gegen die exponierte, steile Welt der Berge einzutauschen. Obwohl die Evolution den Menschen darauf programmiert hat, Gefahren zu meiden. Deswegen ging der Mensch auch nicht freiwillig auf die Berge. Erst seit der Geburt des Alpinismus und der Entwicklung der entdeckerischen und sportlichen Motivation sucht er die Gefahrenwelt der Berge aktiv auf. Trotz dieser bewussten Auseinandersetzung mit dem Risiko ist der Bergsteiger aber nicht lebensmüde, sondern ganz im Gegenteil: Es geht da-

rum, im Bewusstsein eines potenziell tödlichen Unfalls das eigene Leben radikal zu spüren.

Das Erlebnis, sich in Gefahr zu begeben, um dann darin zu bestehen, führt zu einer extremen mentalen Klarheit und ist die ultimative Bestätigung der eigenen Vitalität in einer Welt, die oft zu sicher geworden ist, um sich noch echt anzufühlen. Hängst du am Berg, dann wird alles andere, was dich im Alltag beschäftigt, unwichtig und tritt in den Hintergrund. Die Berge geben einem das Geschenk, dass man versteht, was es heißt, wirklich am Leben zu sein.

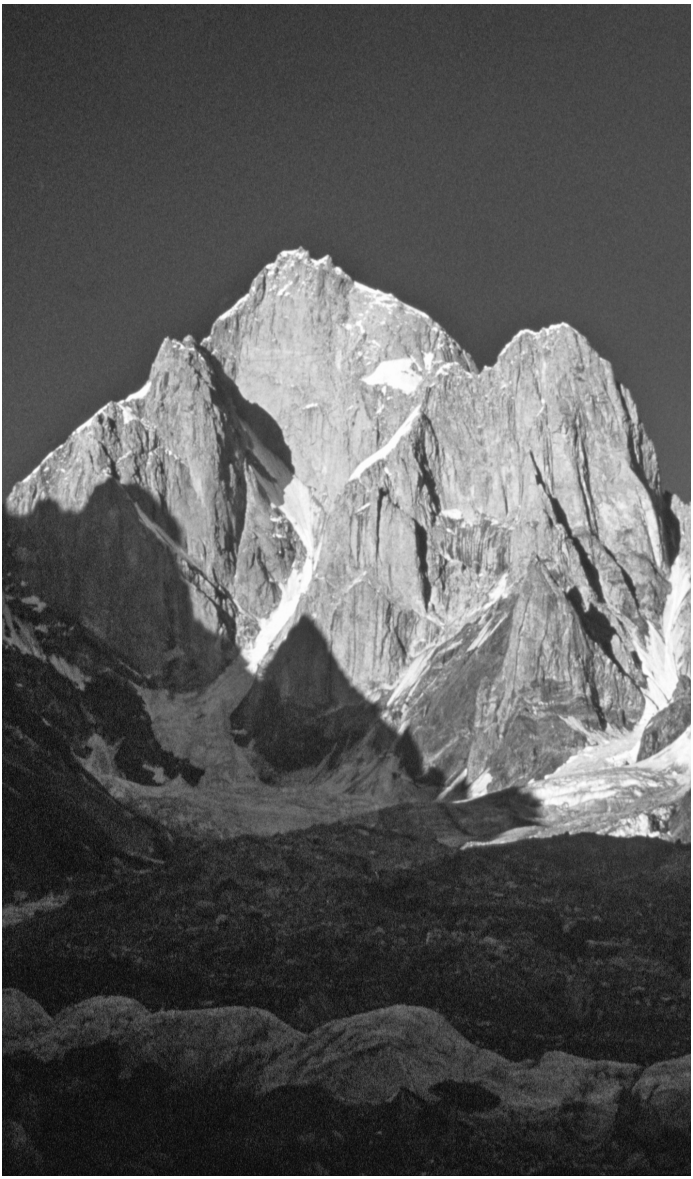
Dabei ist das Überleben in der steilen Welt der Berge kein Zufall, sondern das Ergebnis einer praktizierten Risiko- und Fehlerkultur. Nur wenn wie in der Medizin oder im Handwerk präzise gearbeitet und gebaut wird, kann das Bergsteigen auch stabil und zuverlässig überlebt werden. Die hohe Kunst des rechtzeitigen Umkehrens ist dabei ein integraler Baustein des Überlebens – oft genug wird einfach zu weit gegangen. Wie in anderen Bereichen lebt derjenige, der zu weit geht, verdammt gefährlich.

Auch ich habe viele Male erfahren, dass die Berge so viel zu geben haben, sie aber auch alles nehmen können; die schönen Erlebnisse wie die tragischen Unfälle. Selbstverständlich hat es mir immer ein Hochgefühl vermittelt, wenn ich den Gipfel eines besonderen Berges über eine besondere Route erreichen konnte. Die ersten Erfolge, die Viertausender, später die Bigwalls oder die Westwand am Latok II. Dieses Gefühl war und ist auch heute noch in meinem Leben zentraler Antrieb. Immer

schneller, höher, weiter ... Genial, aber auch brandgefährlich, wenn man sich nicht im Griff hat, wenn man nicht gelernt hat, mit dieser Sucht umzugehen.

Auch heute noch generiert man beim Bergsteigen mit gefährlichen Aktionen Aufmerksamkeit – sogar viel schneller, weil sich die Nachrichten via Social Media mit ungleich größerer Geschwindigkeit verbreiten. Verstärkt, wenn man beim Spiel mit der Gefahr auch noch kokettiert. Doch für Hybris ist am Berg kein Platz, denn die Nemesis ist in dieser archaischen Welt nicht weit. Wer glaubt, den Berg im Griff zu haben, sollte wissen, dass sich der Berg nicht kontrollieren lässt. Dem Berg ist es ohnehin völlig egal, was wir an ihm machen und ob wir dabei umkommen. Und wer meint, den Berg bezwingen zu wollen, hat ohnehin schon verloren. Denn der Berg ist kein Gegner, der sich bezwingen lässt! Die Berge sind übermächtig, und auch wenn sie nicht ewig sind, so sind wir Menschen im Vergleich nur eine ganz kurzfristige Randerscheinung ihrer Existenz.

Es ist nicht der Berg, den wir bezwingen, sondern nur das eigene Ich. Das sollte jeder in seinem Bergleben verinnerlichen. Es geht nicht darum, das Erreichen des Gipfels ins Zentrum zu rücken, sondern das, was wir für uns selbst dabei erleben. Sicher sollte immer wieder mal ein Gipfel mit dabei sein, aber stets mit dem Grundsatz, dass es das Wichtigste ist, wieder nach Hause zu kommen. Es hat schon sehr viele überaus starke Bergsteiger gegeben, aber der wirklich gute Bergsteiger ist eigentlich nur der, der mit dem Bergsteigen auch alt wird.



Latok II. Es ist nicht der Berg, den wir bezwingen, sondern nur das eigene Ich.

Freilich hat man nicht alles im Leben zu hundert Prozent im Griff, und sicher braucht man auch das notwendige Glück. Beim Bergsteigen aber sollte man sich im extremen Bereich nicht auf das Glück verlassen, denn dafür sind die Gefahren zu omnipräsent. Zum Überleben am Berg braucht man einen gesunden Menschenverstand, der einen beim Umgang mit dem Suchtmittel Berg lenkt und leitet, wachruft, sensibel macht und beizeiten auch bremst.